

Seltenes Fest für den Geist und die Lachmuskeln

„Leichenoper“ im Babylon inszeniert

Ein Berliner Kino stirbt, das einzige und letzte Studio-, Archiv- und Wiederaufführungskino im Ostteil der Stadt. Woran ein Kino sterben kann? Zum Beispiel an einer seit zehn Jahren defekten Heizung. Die Kommunale Wohnungsverwaltung Berlin sieht sich außerstande, diese in kurzer Zeit (oder überhaupt?) zu reparieren. Ein Trauerfall für Berlin? Ja, aber kein Grund zum Trauern, nicht in oder für Berlin.

Statt Tränen wurde eine „Leichenoper“ im Babylon inszeniert, ein seltenes Fest für Auge, Ohr, Geist und den oft strapazierten Lachmuskel. Selbst Tränen sah man, wenn auch aus Freude, fließen. Studenten der Schauspielschule Berlin sowie das Orchester der Humboldt-Universität brachten das seit Bert Brechts „Dreigroschenoper“ wohl originellste Musikdrama auf die Bühne, das scheinotote Berliner Avantgardemusiktheater lebt, mehr noch – es ist von den Toten auferstanden – Welch eine Sensation!

Den Rahmen bildet eine absurde und gleichzeitig aktuelle Handlung, die die verschiedenen Chansons und Musiknummern einbindet. Ein „Mittelschichtbeamter“ und seine Frau sehen sich am Morgen in ihrem Schlafzimmer mit einer regungslosen Person – dem Bürgermeister – konfrontiert. Unaufgefordert werden nacheinander ein Eimer Salzsäure, ein neuer Anzug geliefert, eine Beförderung in Aussicht gestellt; das Fernsehen interviewt den Newcomer, Kredit- und Versicherungsinstitute bemühen sich um den mit Erfolg Überschütteten. Während die Polizei noch den alten Bürgermeister sucht und wohlwollend übersieht, sichert die Opposition ihm vollste Unterstützung zu, obwohl oder weil sie alles weiß. Was sie weiß, erfährt nun auch der Zuschauer: Der Bürgermeister ist eine Leiche, und darüber ist sich das Ehepaar einig: sie muß weg. Jetzt begreifen sie, zu welchem Zweck die Salzsäure geliefert wurde.

Doch beim Säurebad werden sie gestört, die Lieferung der chemischen Substanz war, so erfahren sie, ein Irrtum. Allerdings ein handlungsimmanenter, denn der tote Bürgermeister lebt plötzlich wieder und gratuliert seinem Nachfolger, der „seine Stunde gut genutzt hätte“ und ihn nun vertreten soll, ein „neuer Kopf müsse auf den Gabentisch“, er aber müsse, wenn auch nur für gewisse Zeit (!), verschwinden.

Bitterböse Satire oder postmoderner Schwachsinn? Nichts von alledem. Dafür ein Abend der so rar gewordenen Superlative. Schauspieler, die mit Geist und Gefühl singen und spielen können, die augenscheinlich in der Lage sind, einen bissigen und

pointierten Text (Daniel Morgenroth) umzusetzen und zu interpretieren. Dazu die den Text parodierende Musik, komponiert von Ch. Schambach mit aufregenden, an Kurt Weill und Hanns Eisler erinnernden Arrangements, die diese und den Text ironisch und persiflierend hinterfragen. Der Komponist dirigierte selbst und trug zum Erfolg des Stücks durch seine szenische, teilweise seine Berufskollegen karikierende Darstellung wesentlich bei.

Nicht zu vergessen ist die reife Regieleistung Peter Dehlers, der mit Überraschungen und Einfällen zum Thema: „Leiche im Keller – unvermeidliches Element des Erfolgs?“ jonglierte und jeder der zwölf Szenen eine eigene Farbe und so verdienten Beifall bescherte.

Die Vielzahl der Motive schien unerschöpflich; von der „Linie des Schicksals“ über die nur wortwählerische „Freiheit der Presse“ wurde das Publikum dazu gebracht, dem „Lockruf des Geldes“ zu lauschen, die „Angst im Nacken“ zu spüren, den Gipfel der Geschmacklosigkeit zu besteigen und die „Stunde der Wahrheit“ zu genießen, letztere übrigens gleich zweimal, um das jubelnde Publikum wenigstens etwas zu beruhigen.

Tragikomischer Grundgestus

Auch das Bühnenbild, karge schwarze Dekoration, und die dazu in Kontrast gebrachten grellbunten Kostüme (selbst Orchester und Background-Chor in schwarz-roter Kleidung), paßten sich dem tragikomischen Grundgestus der Aufführung und seiner inspirierenden Wirkung an. Aus dem mit seiner geschlossenen Leistung beeindruckenden Studentenensemble fielen vor allem Th. Merker in der männlichen Titelpartie und Ch. Hagedorn als kratzbürstig-naive und doch karrierebejahende Ehefrau auf. Professionell, wie beide die ganze Palette von Ratlosigkeit, Jubel und unbedingtem Machtanspruch in ihrer Tiefe und Vielschichtigkeit erlebbar und nachvollziehbar machten.

Wie zu hören war, handelte es sich bei den nur zwei Vorstellungen der „Leichenoper“ um eine Premiere, der keine weiteren Aufführungen folgen sollen. Sehr schade, oder handelt es sich dabei um eine solidarische Geste für das der Stadt- und Kulturbürokratie geopferte Filmtheater?

Das Publikum hat in diesen Räumen, wenn auch frierend, gelacht. Sollte es in Zukunft mindestens hinsichtlich des „Besonderen“ das Lachen verlernen?

Holger Karlson

Leichen im Keller, die einfach zum Totlachen sind

Der Titel hatte fast Symbolwert: Die Ost-Berliner Künstlergruppe „Extreme Mitte“ brachte ihr Musiktheaterstück „Leichenoper“ ins Kino Babylon am Rosa-Luxemburg-Platz – die letzte Vorstellung, bevor das Kino wegen Reparaturarbeiten geschlossen wird.

Die Studenten der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ spielen herrliches absurdes Theater. Ein tumber „Mittelstandsbeamter“ (Torsten Merten) und seine ehrgeizige Frau (Christiane Hagedorn) werden in ihrer Wohnung von den erstaunlichsten Dingen überrascht. Der Bürgermeister sitzt tot im Zimmer, ein Eimer Salzsäure wird geliefert – die skurrilen Ereignisse überschlagen sich. Der Vater der Gedanken und der Zahn der Zeit treten als Personen auf, alles ist ständo stüllet / auf Wäld und höchst amüsante Weise.

Bereits im April 1989 wurde das Stück uraufgeführt. Das Thema ist heute so aktuell wie im vorigen Jahr und hier nicht weniger als drüben. Das Motto heißt „Ein jeder hat seine Leiche im Keller“, und es geht um die Leichen, über die man geht, um auf der Karrieretreppe nach oben zu kommen. Das Stück ist liebevoll ausgestattet, und die Gags und abstrusen Einfälle purzeln nur so über die Bühne.

Diese „Leichenoper“ ist wirklich zum Totlachen. Sie ist intelligent gemacht und zum Schenkelklopfen komisch. Ein Gastspiel der jungen Künstlertruppe in West-Berlin wäre bestimmt eine gute Idee. Auf jeden Fall hat der Abend gezeigt, daß es nicht nur das Deutsche Theater und die Komische Oper, sondern auch die spannende Ost-Berliner Kultur der B-Ebene neu zu entdecken gilt. *Martina Helmig*

»LEICHENOPER« IN OST-BERLIN

Eingekastelt zwischen schwarzen Tüchern, Kastenmöbeln. Requisiten sitzt das Orchester. Christoph Schambach springt in die Luft zum richtigen Einsatz für schwungvolle Trauermärsche: viel Weill, mit Jazz potenziert. Dazu singen Figuren, deren Rollen heißen »Vater der Gedanken«, »Mittel zum Zweck«, »Die Jacke, die paßt«. Satire auf Karriere-Philosophie und Korruptionsmoral des kleinen Beamtentums: »Du bist doch nur ein Mittelschichtbeamter / du liebst doch nur die Zeitung und dein Bier« oder »Ich bin nur der Bote / ich stell mich in Dienst / gerade das Nichtwissen ist mein Verdienst« und schließlich den Hauptsong im Chor: »Ein jeder hat seine Leiche im Keller / und jeder weiß durch die Leiche geht's schneller...«

Dieses Lied hatte noch vor der Wende Premiere, bei einer Premierenfeier einer ganz anderen, staatlichen Theaterproduktion am kleinen Studiotheater BAT. Woraufhin der Intendant die beiden Schöpfer, die Schauspiel- und Kompositionsstudenten Daniel

Morgenroth und Christoph Schambach, animierte, eine Songoper mit »lauter solchen Songs« zu schreiben. Gesagt, gedichtet, in acht Wochen rund um die Uhr, und abends noch geprobt in der Schauspielschule. Der Aufwand wurde schließlich für das kleine BAT zu groß, so daß die Gruppe, auf 40 Leute angewachsen, ihre »Leichenoper« im Saal der Schauspielschule inszenierte – nichtöffentlich, trotzdem vor 300 Zuschauern. Das war im April letzten Jahres. Zweimal wurde gespielt, beim dritten Mal sagte die FDJ-Leitung nein, aber dafür saß der Oberspielleiter des Theaters von Schwerin und ein Aktivist des »Sophienclubs«, einem Berliner Jugendclub, im Publikum, welche zwei Gastspiele in Schwerin und in Berlin organisierten. Und genau die werden, lang geplant, jetzt aufgeführt, im frischgestorbenen Kino, mit Sondergenehmigung und Heißluftgebläse. Die zweite Hauptprobe fand noch in der Pelzjacke statt – mit Gelassenheit.

DoRoh

Wenn sich der Maestro wie im Fitneß-Studio abrackert

Wer wollte bezweifeln, daß der süße Duft, der entsteht, wenn man einen alten Partei-Apparatschik und Bürgermeister im heimischen Badezuber mit Salzsäure auflöst – daß dieser süße Duft nicht von Rosen kommt. Vermutlich kaum jemand. Daniel Morgenroth (Text) und Christoph Schambach (Musik) versuchen, mit ihrem musik-parodistischen Spektakel „Der süße Duft kommt nicht von Rosen“, beim Gastspiel in den Ost-Berliner Kammerspielen auch gar nicht diesen Eindruck zu erwecken.

Besägter Bürgermeister (Peter Dehler) sitzt eines morgens unvorhergesehen in der guten Stube der „Mittelschichtsbeamten“ Rohmayer (Thorsten Merten) und Christiane Hagedorn), um dort seinen Rausch auszuschlafen, den er sich in der vergangenen Nacht beim Saufgelage mit seinem subalternen Bürohengst, sprich Rohmayer selbst, zugezogen hat. Der Zufall will es, daß ausgerechnet an diesem Tag ein Lieferant Salzsäure vorbeibringt – und prompt schmiedet das Paar sein mörderisches Komplott in der Hoffnung, daß man selbst auf der Karriereleiter emporklettert, womöglich sogar bis zum Bürgermeistersessel.

Den Schauspielern und Musikern, alle Studenten der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ beziehungsweise der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“, macht es sichtlich Spaß, bei allem dick aufzutragen.

Die Kostüme sind schön schrill und schräg: Die Allegorie der Stunde der Wahrheit etwa tritt als doppeltes Lottchen in pink- und silberfarbenen Glitzerroben an die Rampe und besingt verrückt die Freuden des Lasters. Und wenn der Lockruf des Geldes oder Die Angst im Nacken auftritt, geht's nicht minder komisch zu. Manchmal wird aber doch des Guten zu viel getan. Die Kalauer (mit gelegentlichen aktuellen Anspielungen) werden oft in Haut-den-Lukas-Manier durchgeprügelt: immer feste druff!

Erlaubt ist, was gefällt, und mehrheitlich gefiel's. Das lag ohne Zweifel an der schmissigen Komposition des Nachwuchs-Maestros Christop Schambach, der selbst am Pult stand und sich dort wie im Fitneß-Studio um die Ecke abrackerte – ganz so, als wollte er mit gestählten Muskeln Mister Marzahn oder Friedrichshain werden. In ihm steckt eine gute Portion musikalischen Pfeffers, und das schmeckte. *Volker Oesterreich*